

Leipziger Tageblatt.

N^{ro} 102. Freitag, den 10. October 1828.

Die Tigerjagd in Südamerika.

Der amerikanische Tiger oder Jaguar, von dem wir jetzt ein schönes Exemplar in der Menagerie des Herrn Rossi und Comp. haben, wird zwar im Allgemeinen minder blutdürstig und grausam geschildert als der ostindische. Allein nichts destoweniger bleibt er für Herden und Menschen immer ein höchst gefährliches Raubthier in den ungeheuern Wäldern, die sich längs den Strömen Amerika's hinziehen. J. P. Hamilton erzählt in seiner Reise durch die innern Provinzen Columbiens, von einem solchen Raubthiere, daß in zwei Monaten gegen fünfzig Stück Hornvieh getödtet hatte. Man hatte es in einer Fallgrube zu fangen gesucht, der es aber immer ausgewichen war. Am Ende thaten sich die Landbewohner mit Lanzen bewaffnet, zusammen, und von ihren Hunden begleitet, jagten sie es auf. Es setzte sich der Tiger in solchem Kampfe auf die Hinterbeine, den Hunden Troß bietend, und sie erreichend, ist jeder beim Schlage seiner Laxe verloren. Den Jägern liegt er nur darum, daß er endlich des Angriffs überdrüssig aus seinem Dickicht heraus springt. Sie alle bilden einen Kreis; jeder darin ist bereit, ihn mit der emporgehaltenen Lanze aufzufangen. Die andern kommen dann schnell zu Hülfe. Mislingt indessen der kühne Lanzenstoß, dann ist die Lage des Angreifers verzweifelnd, und

dieser kann sich meist nur retten, wenn es ihm gelingt, sein großes Messer, daß er an der Seite trägt, dem Tiger in den Leib zu stoßen. Hamilton lernte am Magdalenaen-Strome einen Mann kennen, der auf solche Art zwar sehr verwundet, aber doch siegreich den Kampf beendet hatte und immer noch ein großer Freund der Tigerjagd war. Die Indianer erlegen die Tiger auch oft mit Pfeilen, deren Spitzen mit dem Saft einer Kröte vergiftet sind. Sie giebt ihn von sich, wenn man sie ans Feuer bringt, und er soll so verderbend seyn, daß ein Tiger, nur wenig von solchen Pfeile getroffen, gleich Convulsionen bekommt und stirbt. Indessen hat Hamilton weder die Kröte noch die Bereitung des aus ihr gewonnenen Saftes gesehen, und so wäre hier wohl noch eine sichere Aufklärung zu erwarten. Ein Oberst Masquera erzählte es ihm bloß.

Der musikalische Zweikampf.

„Tonkunst macht ihre Verehrer weich und welbisch, und kaum wird man einen männlichen Ritter ihr geneigt finden!“ So behaupteten manche am Hofe des Erzherzogs Karls, (nachher Karl V.) zu Niddelburg. Hauptsächlich hatte man damit den anwesenden Pfalzgraf, Friedrich II. kränken wollen, der der Musik sehr zugethan war. Indessen auch andere Gäste am Hofe theilten solche Meinung, und